

Burkhard Sonntag

Wege nach Lyonesse

Roman

- Leseprobe -

Books on Demand 2017

Taschenbuch, 296 Seiten, EUR 9,99

© 2017 Burkhard Sonntag (burkis@gmx.net)

Covergestaltung: Inga Sommar

ISBN: 9783744817585

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Druck: Books On Demand

Printed in Germany

1.) Budapest

Am Freitag, dem ersten August 2008 verfinsterte sich die Sonne.

Der Kernschatten des Mondes raste von Kanada aus über das Polarmeer, an Grönland und Spitzbergen vorbei auf Europa zu und wo er hinfiel, dort wurde es zwei Minuten lang Nacht.

In Budapest hingegen nahmen nur wenige Sternkundige von dem Ereignis Notiz.

Ben Whitcombe interessierte sich nicht für Astronomie.

Am Vörösmarty-Platz stieg er aus der U-Bahn, ging den Bahnsteig entlang und die Treppe hinauf.

Oben angekommen traf ihn das Tageslicht wie ein Schlag.

Plötzlich waren die Kopfschmerzen wieder da. Ben kniff die Augen zusammen und schaute sich vorsichtig blinzeln um.

Es war zehn Uhr vormittags. Über die weiße Fassade des Café Gerbeaud wölbte sich ein wolkenlos blauer Sommerhimmel.

Touristen schlenderten umher und fotografierten einander vor der kleinen Grünanlage mit den Platanen und dem Denkmal des Dichters, welcher dem Platz seinen Namen gegeben hatte. Kinder rannten lachend über das Pflaster und jagten Tauben. Eine Gruppe von Straßenkünstlern musizierte.

Ben betrat das Café und suchte einen Tisch im hinteren Teil, wo es kühler und dunkler war. Er setzte sich und orderte einen Espresso.

Am Nebentisch saß ein übergewichtiger Tourist in Shorts und buntem Hemd. Er trank Bier und blätterte in einem

deutschsprachigen Reiseführer. Möglicherweise las er gerade davon, dass das Gerbeaud vor hundertfünfzig Jahren, zur Zeit der Donaumonarchie ein Treffpunkt von Künstlern und Literaten war, die Tisch an Tisch neben Kaufleuten und kaiserlichen Beamten über Politik und Kultur diskutierten, während in einer finsternen Ecke des selben Raumes ein Trupp von Anarchisten inkognito die nächste Revolution plante.

Ben schloss die Augen und versuchte, sich zu entspannen: Einatmen. Ausatmen. Lauschen: Geschirrklopfen. Gedämpftes Stimmengewirr. Leise schluchzende Nostalgiemusik, stilecht mit Rauschen und Knacken als käme sie von einer Schellack-Platte aus den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts.

Die Kopfschmerzen wurden erträglicher und Ben schlug die Augen wieder auf.

Der Espresso kam in einem Tässchen aus dünnem, grünweißem Porzellan. Dazu gab es ein Glas Mineralwasser, einen Keks und ein Könnchen mit Sahne.

Ben öffnete seinen Aktenkoffer und nahm ein kleines Notizbuch heraus. Er trank einen Schluck Wasser, nippte am Kaffee, schlug das Büchlein auf und nahm den Federhalter in die Hand.

Ich brauche einen Plan, dachte er.

Einen Plan für die nächsten Stunden. Stunden, die entscheidend sein werden. Es geht um neunzig Millionen Euro. Machen wir uns nichts vor: Das Geschäft hängt an einem seidenen Faden.

Ich muss mit New York verhandeln. Und ich muss Jenkins informieren. Aber den erreiche ich nicht.

Erst vorgestern war Ben aus London zurückgekommen. Richard Jenkins hatte ihn in die Firmenzentrale von Goldstein & Liebman zitiert und ins Gebet genommen. Ben hatte versprechen müssen, das Projekt zu retten. Man hatte ihm Zeit gegeben bis zum heutigen Freitag. Die Frist endete mit dem Schluss der Londoner Börse, unter

Berücksichtigung der Zeitverschiebung also um Achtzehn Uhr dreißig.

Ben schaute auf seine Armbanduhr. Bleiben mir noch genau acht Stunden und fünfzehn Minuten, dachte er.

Seine anfängliche Zuversicht hatte sich vor zwei Stunden zerschlagen, als der letzte ernsthaft interessierte Investor abgesprungen war.

Dennoch hatte Ben sich nicht geschlagen gegeben und umgehend ein neues Angebot gemacht. Dann hatte er versucht, Jenkins zu kontaktieren, aber bislang ohne Erfolg. Das war nicht ungewöhnlich: Jenkins verbrachte den Freitag üblicherweise auf dem Golfplatz und ließ sich dort ungern stören.

Ich kann nachweisen, dass ich es versucht habe, dachte Ben. Das verschafft mir Galgenfrist. Mit Glück konnte er auf Zeit spielen und hätte Gelegenheit, am Wochenende noch einmal in Ruhe mit New York zu verhandeln. Oder eine Alternative zu finden.

In New York war es jetzt kurz nach vier Uhr morgens. Um diese Zeit geht dort niemand ans Telefon. Es bleibt mir nichts anderes als zu warten. Eine Stunde? Zwei Stunden?

Er seufzte, trank einen Schluck Wasser und nippte erneut am Espresso.

Untätig herumzusitzen war noch nie seine Art gewesen.

Er griff zum Federhalter. Fein säuberlich zog er eine Linie unter die soeben gemachten Notizen.

Er blätterte um.

Nächster Punkt.

Jessica.

Ben schrieb den Namen auf den Anfang einer neuen Seite. Ausrufezeichen dahinter. Unterstreichen. Einmal, zweimal, dreimal.

Ben war Leistungsdruck gewohnt. Er konnte Prioritäten setzen und Entscheidungen treffen. Das war sein Job. Ohne

diese Fähigkeit hätte er niemals die Position erreicht, welche er innehatte.

Gerade achtunddreißig Jahre alt, hatte er es geschafft, die Leitung der örtlichen Niederlassung eines international operierenden Finanzunternehmens zu übernehmen. Bens Jahreseinkommen lag im sechsstelligen Bereich; er war verantwortlich für dreißig Angestellte und zeichnungsberechtigt für hohe Millionenbeträge.

Aber das hier war anders:

Jessica.

Er hatte sie verletzt.

Es war keine Absicht gewesen, sondern Gedankenlosigkeit, das konnte man wieder in Ordnung bringen!

Er würde ihr einen Ring schenken. Ben kannte sich mit solchen Sachen nicht aus, aber es gab einen Juwelier, auf dessen Urteil er vertraute.

Kostenpunkt? Zehntausend Euro? Besser zwanzig? Jessica hatte einen edlen Geschmack. Hier und heute war nicht der Zeitpunkt, am falschen Ende zu sparen. Wichtig war, dass das Schmuckstück ihr gefiel.

Sie soll begreifen, dass es mir leidtut, dachte er. Nicht bloß auf den Ring kommt es an, sondern vor allem auch auf die Art und Weise, wie ich ihn überreiche.

Er nahm einen weiteren Schluck und starrte in seine Tasse. Ich werde ihr einen Heiratsantrag machen. Anders geht's nicht.

Ben seufzte. Ganz schön heftiger Einsatz. Aber früher oder später wird mir eh nichts anderes übrig bleiben, dachte er. Er würde zu seiner Verantwortung stehen. Auf keinen Fall würde er zulassen, dass das Kind ohne Vater aufwächst.

Abgesehen davon: Er mochte sie wirklich. Und wenn er ehrlich war, dann hatte er schon oft genug darüber nachgedacht, ihr die wichtigste aller Fragen zu stellen. Es ist also nichts verloren. Im Gegenteil. Er liebte sie und er wollte sie nicht verlieren. Vor allem und gerade jetzt nicht.

Er nahm einen Schluck Wasser.

Weiter im Plan: Ort und Zeit. Ich benötige einen Tisch in einem guten Restaurant.

Sie muss spüren, dass es etwas ganz Besonderes ist. Ich brauche ein edles Lokal, das sie nach Möglichkeit noch nicht kennt.

Das Gundel? Gute Idee!

Wann? Morgen Abend wäre zu spät. Diese Sache duldet keinen Aufschub! Es musste heute sein. Je eher, desto besser!

Ben überschlug die Zeit, die ihm blieb.

Mit etwas Glück könnte er sein Büro gegen sieben Uhr verlassen. Nach Hause fahren, rasch umziehen und ... um neunzehn Uhr dreißig könnte er im Gundel sein. Dann hätten sie vier Stunden. Spätestens um Mitternacht sollte er wieder zurück an den Schreibtisch. Mitternacht hier entspricht sechs Uhr abends in New York.

Jessica würde enttäuscht sein, aber das musste sie verstehen, es ging schließlich um neunzig Millionen Euro.

Was fehlte noch?

Zu einem Heiratsantrag gehören Rosen! Möglichst rot und möglichst viele. Die würde er ihr jetzt ins Haus schicken. Dazu eine Karte. Und dann musste er sich wieder um seine Geschäfte kümmern.

Ben griff zum Handy und tippte eine Nachricht an seine Sekretärin.

Wenige Minuten später klingelte es.

Bens Miene hellte sich auf, als er die Nummer auf dem Display sah.

„Was gibt's, Rachel?“, fragte er.

„Alles erledigt, Chef!“, kam es zurück.

„Der Tisch?“

„Ist reserviert. Heute Abend, zwanzig Uhr im Gundel!“

„Prima. Die Blumen?“

„Zoltan ist unterwegs!“

Zoltan, der Fahrer war nebenbei auch für Besorgungen aller Art zuständig.

„Wunderbar!“

„Äh ...?“

War da ein leichter Vorwurf in Rachels Stimme?

„Ja?“

„Sie möchten die Karte doch sicherlich eigenhändig unterschreiben?“

Ben zuckte zusammen und nuschelte etwas Unverständliches. Es war nicht das erste Mal, dass Rachel ihn vor einem Fehler bewahrte. Auf ihre weibliche Intuition war Verlass.

„In einer halben Stunde bin ich wieder im Büro“, sagte er und dann, nach einer kleinen Pause: „Sonst alles in Ordnung?“

„Selbstverständlich, Chef!“

„Haben Sie von Jenkins gehört?“

„Nein, aber ich bleibe dran!“

„Gut. Und versuchen Sie weiter, in New York anzurufen. Vielleicht erreichen wir ja einen Frühaufsteher!“

„Wird gemacht, Chef!“

Er verabschiedete sich, unterbrach die Verbindung und schaute nach der Bedienung.

Die beachtete ihn nicht. Stattdessen erklärte sie einem vier- oder fünfjährigem Mädchen die eindrucksvolle Kuchenauswahl auf ihrem Servierwagen.

Ben öffnete seine Aktentasche. Sein Blick fiel auf ein silbernes Aluminiumröhrchen. Nachdenklich nahm er es in die Hand und legte es neben sich auf den Tisch. Sein Schulfreund Francesco hatte ihm diesen Gegenstand vor einer Weile zugesteckt. Das Röhrchen enthielt eine Zigarre: Eine einzeln verpackte „Romeo y Julieta“^{“““}.

Ben war überzeugter Nichtraucher. Dennoch hatte er diese Zigarre wie einen Talisman über mehrere Monate im Aktenkoffer mit sich herumgeschleppt.

Ben nippte an seinem Kaffee, dann meldete sich das Telefon erneut.

„New York hat abgesagt!“, berichtete Rachel.

Ben hielt sich fest. Ihm wurde schwindelig.

„Was ist passiert?“

„Vor einer Minute kam ein Fax“, fuhr Rachel fort, „sie haben kein Interesse an dem Deal!“

Neunzig Millionen Euro, dachte Ben. Das Geld ist weg. Verbrannt, ab durch den Schornstein.

Oder doch nicht?

Es musste eine Lösung geben!

„Was ist mit Jenkins?“, fragte Ben.

„Jenkins ist unterwegs!“, berichtete Rachel.

„Wohin?“

„Zu uns. Nach Budapest.“

„Wie bitte?“

„Ich habe es auch gerade erst erfahren, kurz nachdem das Fax aus New York hereinkam.“

Ben ließ sein Handy fallen. Ihm wurde schwarz vor Augen. Dann riss er sich zusammen und nahm das Telefon wieder in die Hand.

„Ist alles in Ordnung bei Ihnen?“, fragte Rachel.

Ben ging darauf nicht ein.

„Wann wird er hier sein?“, fragte er zurück.

„Das weiß ich nicht!“

„Warum nicht?“

„Die Reise ist streng geheim. Wir sollen nichts davon wissen!“

„Was heißt das?“

„Jenkins ist seit gestern vom Erdboden verschwunden. Niemand im Londoner Büro will sagen, wo er steckt. Aber vorhin hat sich einer der Jungs verplappert!“

Diese Geheimniskrämerei war nicht nur höchst ungewöhnlich, sondern extrem verdächtig. Ben wurde hellhörig.

„Schicken Sie Zoltan zu mir!“

„Äh... soll er vorher noch die Blumen besorgen?“

Diese Blumen! Die Blumen waren wichtig, aber Ben musste Prioritäten setzen.

„Finden Sie unbedingt heraus, wann Jenkins hier auftauchen wird. Und Zoltan soll sofort herkommen!“

„Ich werd's ausrichten. Wo soll er Sie abholen?“

Ben zögerte einen Moment.

„Schicken Sie ihn zum Taxistand am Vörösmarty-Platz, an der Ecke zur Harmincad Utca!“

„Sie meinen beim Café Gerbeaud?“

Ben fühlte sich ertappt. Rachel verfügte über einen detektivischen Spürsinn. Trotzdem brauchte Ben kein schlechtes Gewissen zu haben: Er hatte schon oft mit Geschäftspartnern im Gerbeaud gespeist und so mancher Abschluss war mit dem hauseigenen Sekt gefeiert worden.

„Genau dort. Und zwar so schnell wie möglich!“

Ben zögerte einen Moment.

„Bitte!“, fügte er hinzu.

„Schon unterwegs!“

Wie lange brauchte Zoltan wohl?

Ben trank den letzten Rest Kaffee aus und winkte nach der Bedienung. Sie lächelte, als sie an seinen Tisch trat. In ihrem schwarzen Kleid mit weißer Schürze sah sie sehr adrett aus.

Er reichte ihr einen Geldschein. Als sie sich anschickte, das Wechselgeld herauszugeben, schüttelte er den Kopf, bedankte sich und ihm gelang sogar ein Lächeln. Rasch erhob er sich und ging hinaus.

Zoltan wartete schon am Taxistand. Wie hatte dieser Teufelskerl das bloß geschafft? Er stand da wie die Ruhe selbst, an den marineblauen BMW gelehnt und trug eine sehr dunkle Brille auf der Nase. Angestrengt starrte er in die Luft und bemerkte Ben erst, als der ihm auf die Schulter tippte. Sofort nahm Zoltan die Brille ab, steckte sie in die Hemdtasche und öffnete die Wagentür.

Auf der Rückbank lag ein enormer Strauß roter Rosen. Darunter steckte ein Kuvert und die Rechnung. Ben nahm Beides an sich und öffnete das Kuvert. Rachel hat Geschmack, dachte Ben, als er die Grußkarte sah. Dann schrieb er ein paar Worte darauf und steckte sie wieder zurück.

Zoltan startete den Motor.

„Wohin fahren wir, Chef?“

Ben überlegte kurz.

Jenkins war wichtig, aber Jessica war wichtiger. Immer schön Eines nach dem Anderen: Ein kurzer Abstecher zu dem Juwelier würde nicht lange dauern und den Ring hätte er schnell ausgesucht. Die paar Minuten waren gut investiert, um sein Privatleben wieder in Ordnung zu bringen. Ben nannte die Adresse des Schmuckladens.

Zoltan wendete das Fahrzeug und reihte sich in den dichten Verkehr ein. Sie kamen nur quälend langsam vorwärts.

„Mit der Metro wären Sie schneller,“ sagte Zoltan, als sie die Nordseite des Elisabeth-Platzes passierten, „aber so sehen Sie etwas von der Stadt!“

Ben antwortete nicht. Er mochte es nicht, wenn seine Mitarbeiter Konversation machten. Wenn ich Unterhaltung will, gehe ich ins Kino, dachte er. Abgesehen davon war Ben kein Tourist, sondern kannte sich hier bestens aus.

Zoltan sollte das wissen, aber manchmal scherte er sich nicht darum und spielte den Entertainer. Paradoxerweise tat er das immer dann, wenn Ben extrem unter Strom stand und interessanterweise schaffte Zoltan es tatsächlich regelmäßig,

Ben so abzulenken, dass er am Ende der Fahrt tatsächlich viel ruhiger und entspannter war.

Sie bogen nach rechts in die Bajcsy-Zsilinsky-Straße. Zoltan bremste. Der Verkehr kam völlig zum Stillstand. Zoltan trommelte mit den Fingern auf das Armaturenbrett.

„Haben Sie die Sonnenfinsternis gesehen, Chef?“, fragte er.

Ben schüttelte den Kopf.

„Das sollten Sie sich anschauen!“

Ben schwieg beharrlich.

„Nehmen Sie meine Spezialbrille, Chef!“

Zoltan griff mit der rechten Hand in seine Hemdentasche und holte die schwarze Brille hervor, die er vorhin auf der Nase hatte. Sie war billig gemacht, mit einem Rahmen aus Pappe und Gläsern aus völlig schwarzem Plastik.

Ben schüttelte abermals den Kopf.

„Danke.“

„Die Gelegenheit haben Sie frühestens erst in drei Jahren wieder!“

Ben wusste, dass Zoltan keine Ruhe geben würde. So setzte er die Brille widerwillig auf und schaute in Richtung Sonne.

„Sehen Sie etwas?“

Ben schüttelte den Kopf.

„Sie können ruhig die Türe öffnen und aussteigen. Wir stecken sowieso fest!“

Ich habe weiß der Himmel genug andere Probleme als diese Sonnenfinsternis, dachte Ben. Aber dann schaute er doch in Richtung Sonne und stellte fest, dass man mit genügend Phantasie tatsächlich glauben konnte, dass dort eine kleine Ecke fehlte.

Hinter ihnen hupte jemand.

Es ging im Schrittempo weiter, über den Deák-Platz und an der evangelischen Kirche vorbei.

„Interessant, nicht wahr?“

Ben setzte die Brille wieder ab und gab sie wortlos zurück. Zoltan steckte sie in seine Hemdtasche.

Sie standen jetzt vor einer Ampel, ordneten sich hinter der alten Synagoge links ein und überquerten die Straßenbahnschienen.

„Früher galt so eine Sonnenfinsternis als Unglückszeichen!““, sagte Zoltan, „Wussten Sie das?“

Ben zuckte zusammen.

Sie bogen nach links auf die mehrspurige Rákóczi-Allee und weil Zoltan einfach die Busspur benutzte, ging es zügig voran.

„Vor dem Bahnhof bitte rechts abbiegen!““, sagte Ben.

Zoltan nickte.

Das Handy meldete sich.

„Ich habe nachgeschaut“, sagte Rachel, „um elf Uhr zwanzig landet der British Airways Flug Nummer 866 aus Heathrow. Ich gehe davon aus, dass Jenkins da drin sitzt!“

„Wie spät ist es?“

„Viertel vor elf. Wenn Sie sich beeilen, schaffen Sie es noch rechtzeitig!“

Auch wenn ihm eigentlich nicht danach war, musste Ben lächeln.

„Gute Arbeit!“, sagte er und spürte, dass Rachel am Telefon ein bisschen verlegen wurde. Diese Frau war definitiv ihr Geld wert.

„Haben Sie herausfinden können, was Jenkins vor hat?“

„Ich nehme an, das wird er mit Ihnen selbst besprechen!“

„Sagen Sie alle Termine ab! Und erzählen Sie den Kollegen im Büro nichts davon.“

Ben unterbrach die Verbindung. Dann wandte er sich an Zoltan.

„Nicht abbiegen! Wir fahren nach Ferihegy!“

„Zum Flughafen? Nicht zum Juwelier?“

Ben nickte.

„Wir holen Jenkins ab!“, sagte er knapp.

Zoltan zeigte keine Regung.

„Was machen wir mit den Blumen?“, fragte er.

Zum Teufel mit den Blumen! Das war jetzt ein Notfall! Jessica würde Verständnis haben müssen.

„Die Rosen sind doch sicher nicht für Jenkins?“, fuhr Zoltan fort, „Ich meine ... er wäre vermutlich sehr irritiert ...“

Ben schüttelte den Kopf. Am liebsten würde er die Blumen auf der Stelle in den nächsten Mülleimer werfen. Zoltan schien seine Gedanken zu lesen.

„Wäre schade drum!“, sagte er.

Ben entdeckte einen Taxistand am Straßenrand. Er bat Zoltan, kurz anzuhalten, sprang hinaus, griff den Blumenstrauß, drückte ihn mitsamt einem größeren Geldschein und knappen Instruktionen dem nächstbesten Taxifahrer in die Hand und stieg wieder in den Wagen.

Zoltan lächelte.

„Jetzt geht's zum Flughafen?“

Ben nickte, lehnte sich im Sitz zurück - und schrak gleich wieder auf.

Mit den Blumen war nun auch die Grußkarte unterwegs zu Jessica! Darauf stand die Einladung zum Essen im Gundel. Wenn er das jetzt absagte, würde Jessica ihn umbringen! Aber beim Essen würde Jessica ein Versöhnungsgeschenk erwarten. Abgesehen davon: Er hatte sich vorgenommen, ihr einen Heiratsantrag zu machen, und dabei würde er bleiben. Also brauchte er den Ring!

Ben sprach ein Stoßgebet und schaute auf die Uhr. Für einen Umweg blieb keine Zeit mehr. Er griff zum Handy und wählte die Nummer des Juweliers. Dort hatte er schon öfter Sachen für Jessica gekauft. Der Mann kannte ihren Geschmack und ihre Ringgröße. Ben bat ihn, einen der Gelegenheit angemessenen Brillantring unverzüglich ins Büro zu schicken.

Anschließend holte er seinen Laptop aus dem Aktenkoffer und ging fieberhaft die aktuellen Firmenunterlagen durch. Gab es eine Email, die er übersehen hatte? Hatte Jenkins diese Reise nach Budapest wirklich mit keiner Silbe erwähnt?

Zoltan fuhr wie ein geölter Blitz und um zehn nach elf hatten sie den Flughafen erreicht. Ben sprang aus dem Auto und machte sich im Laufschrift auf den Weg zur VIP-Lounge, ihrem üblichen Treffpunkt.

Richard Jenkins wartete schon.

„Ich wusste, dass Sie kommen würden!“, sagte er.

Ben erschrak.

„Sind Sie zu früh gelandet?“

„Nein, ich habe mir Zeit gelassen. Ich bin schon seit einer halben Stunde hier.“

„Dann sind Sie nicht mit Flug 866 gekommen?“

Jenkins spitzte den Mund.

„Warum sollte ich?“

„Die Maschine aus Heathrow...“

„Ich bin selbst geflogen!“

Richard Jenkins war begeisterter Hobbypilot. Die zweistrahlige Citation Mustang, die er vor zwei Jahren für die Firma angeschafft hatte, war sein ganzer Stolz. Auch wenn es in der Rechnungsprüfungsabteilung Kritiker gab, die eine Investition von knapp drei Millionen Dollar für so einen Business-Jet als zumindest diskussionswürdig betrachteten.

„Ich wusste gar nicht, dass man auf einem öffentlichen Flughafen mit einer privaten Maschine landen darf!“, sagte Ben.

Jenkins zog die Augenbrauen hoch.

„Alles ist möglich“, gab er zurück, „sofern man die richtigen Leuten kennt!“

„Warum haben Sie mir nicht Bescheid gesagt?“, fragte Ben.

Jenkins musterte ihn von oben herab.

„Weil ich wusste, dass Sie intelligent genug sind, um das auch so herauszubekommen!“

„Und wenn nicht ...?“

„Das wäre auch egal gewesen!“

„Was wollen Sie?“

„Ich schaue unsere Projekte an.“

Ben nahm seinen Mut zusammen und holte tief Luft.

„Ich muss Ihnen etwas sagen. Die Geschichte in Bukarest ...“

Jenkins verzog seine Lippen zu einem humorlosen Grinsen.

„Da komme ich gerade her!“

Ben erstarrte. Jenkins war also ohne sein Wissen in Rumänien gewesen?

„Was halten Sie von der Sache?“

„Vergessen Sie es, Ben!“

„Wie meinen Sie das?“

Jenkins schüttelte langsam den Kopf.

„Neunzig Millionen in den Sand gesetzt, nicht wahr?“

Ben spürte, dass ihm das Blut ins Gesicht schoss.

„Das Geld werden wir wieder hereinbekommen... ich meine, es gibt Investoren ...“

Jenkins seufzte.

„Nicht gut gelaufen, Ben“, sagte er und drehte sich um. „Gar nicht gut!“

Während der Fahrt zum Büro schwiegen sie. Kurz nachdem sie angekommen waren, meldete sich Bens Handy: eine Nachricht von Jessica. Sie bedankte sich herzlich für die Blumen und freute sich auf das Abendessen im ‚Gundel‘.

Ben lächelte.

Jenkins schaute ihn strafend an.

„Schalten Sie das Telefon aus!“, sagte er.

„Ich will nur kurz meiner Lebensgefährtin Bescheid geben ...“

„Das können Sie nachher tun. Jetzt stecken Sie das Gerät weg und sorgen dafür, dass es keinen Lärm mehr macht!“

Jenkins schloss die Tür zum Büro und setzte sich auf Bens Platz. Er fingerte in der Innentasche seines Jacketts herum und brachte eine Zigarettenschachtel und ein Feuerzeug hervor. Dann rief er vom Tischapparat aus im Vorzimmer an.

„Sie können Feierabend machen!“, sagte er in barschem Ton zu Rachel, „Und sagen Sie den Anderen, dass sie ebenfalls nach Hause gehen sollen. Alle!“

Jenkins holte eine Zigarette aus der Packung, steckte sie zwischen die Lippen und gab sich Feuer.

Ben spürte Zorn. Noch vor zwei Wochen hatte er einen Mitarbeiter abgemahnt, weil dieser sich über das von Ben verhängte Rauchverbot hinweggesetzt hatte. Istvan war ein Idiot. Ben würde ihn lieber heute als morgen feuern. Natürlich nicht wegen der Zigarette. Trotzdem war diese Sache eine bodenlose Dreistigkeit, die Ben ihm sobald nicht verzeihen würde!

Jenkins konnte davon natürlich nichts wissen.

„Haben Sie keinen Aschenbecher?“, nuschelte er mit der Zigarette im Mundwinkel, rauchte ein paar Züge, sah sich im Zimmer um und legte den Glimmstängel dann auf einer bunten Glasschale ab.

Ben wurde blass. Diese wunderschöne Schale aus Muranoglas hatte Jessica ihm im letzten Jahr zum Abschied ihres gemeinsamen Venedig-Trips geschenkt.

Jenkins holte eine Flasche mit goldgelber Flüssigkeit aus seiner Aktentasche.

„Was ist das?“, fragte Ben.

„Fünfzig Jahre alter Single Malt aus Tobermory.“, sagte Jenkins, „Eine Spezialabfüllung.“

„Danke, ich trinke keinen Schnaps!“

„Eines sollten Sie sich merken, Whitcombe!“, sagte Jenkins, suchte, fand zwei Gläser und füllte sie, „Reden Sie niemals im Beisein eines Schotten von Schnaps, wenn Sie Whisky meinen!“

„Ich trinke trotzdem nicht im Dienst!“

Jenkins überhörte das und drückte ihm ein Glas in die Hand.

„Wir müssen reden!“, sagte er, nahm einen Schluck und zog an der Zigarette. Ben versuchte, mit den Händen den Rauch weg zu wedeln, hustete demonstrativ und schaute dabei verstohlen auf seine Armbanduhr.

Ich muss Jessica benachrichtigen, dachte er, aber er fand keine Gelegenheit.

Jenkins ließ sich alle Unterlagen zeigen, machte Notizen, rauchte eine Zigarette nach der anderen und sprach dabei nur wenig. Stunde um Stunde verging. Um halb acht wusste Ben, dass er keine Chance hatte, die Verabredung einzuhalten.

Wenig später vibrierte das Handy in seiner Brusttasche. Reflexartig langte er hin, aber nachdem Jenkins ihm einen scharfen Blick zuwarf, wagte er nicht, auf das Display zu schielen. Kurz darauf vibrierte das Telefon erneut. Zweimal. Dreimal. Ben hörte auf, zu zählen.

Jenkins hatte seine Hausaufgaben gemacht. Seine Fragen waren präzise und er ließ keine Ausflüchte gelten. Erst spät in der Nacht klappte er den Laptop zusammen, füllte die Gläser erneut und schaute Ben pfeilgerade in die Augen.

„Wir werden die Firma umstrukturieren!“, sagte er.

„Wie meinen Sie das?“, fragte Ben.

Jenkins steckte sich eine neue Zigarette an.

„Budapest ist Geschichte!“, sagte er.

„Was haben Sie vor?“

„Dieses Büro wird geschlossen. Laufende Projekte werden abgewickelt. In vierzehn Tagen gehen die Lichter aus!“

Ben leerte das Glas in einem Zug. Ihm wurde heiß und kalt.

„Wie geht's dann weiter?“, fragte er.

Jenkins verzog den Mund und schenkte nach.

„Es war Ihre Aufgabe, eine Antwort auf diese Frage zu finden!“

Ben schwieg.

„...genau das haben Sie leider versäumt“, fuhr Jenkins fort und seufzte.

„Schade. Die Chance hatten Sie!“

Ben schwieg immer noch.

„Sie werden jetzt nach Hause gehen!“, sagte Jenkins.

„Und dann?“, fragte Ben.

„Dann bleiben Sie dort!“

Jenkins grinste weiter und Ben schaute ihn fragend an.

„Oder auch nicht. Machen Sie Urlaub. Gönnen Sie sich etwas Schönes. Sie haben von nun an viel Zeit zum Nachdenken!“

„Wie bitte?“

Ben runzelte die Stirn.

„Sie werden dieses Büro in wenigen Minuten verlassen und nicht mehr zurückkehren. Kein Wort zu den Mitarbeitern. Kein Anruf, keine Email, nichts.“

Jenkins schaute Ben scharf an.

„Von Ihren Aufgaben sind Sie mit sofortiger Wirkung entbunden“, fuhr er fort, „Und wenn jemand Fragen stellen sollte, dann denken Sie sich gefälligst eine halbwegs glaubwürdige Geschichte aus. Eine böse Krankheit vielleicht oder einen Trauerfall in der Familie. Mir soll alles Recht sein!“

Ben nickte wie betäubt.

„Sie wollen mich feuern!“, sagte er leise.

Jenkins seufzte tief.

„Sie bleiben bis auf Weiteres auf unserer Gehaltsliste!“

„Wie lange noch?“

„In zwei Wochen melden Sie sich in London. Dort erfahren Sie alles, was Sie wissen müssen!“

Was mochte es da noch zu erfahren geben, fragte sich Ben, aber er sagte nichts.

„Und jetzt geben Sie mir Ihren Schlüssel!“

Ben kam der Aufforderung schweigend nach.

„Gehen Sie!“

Ben nickte wie in Zeitlupe, dann trat er hinaus.

Auf Rachels Schreibtisch im Vorzimmer lag eine kleine Schachtel, daneben die Visitenkarte des Juweliers und ein Umschlag, der vermutlich die Rechnung enthielt. Ben schob alles in seine Tasche und trat auf die Straße.

Sein Kopf dröhnte. Ihm war speiübel und er schwankte leicht. Eine halbe Flasche Tobermory, dachte er, dieses Zeug bin ich nicht gewöhnt.

Am Straßenrand entdeckte er ein Taxi. Der Fahrer döste hinter einer Zeitung. Ben klopfte an die Scheibe, stieg ein und nannte seine Adresse.

Nachdem der Fahrer den Motor gestartet hatte, schaute Ben auf das Display seines Handys: vier verpasste Anrufe und sieben Nachrichten.

Alle stammten von der gleichen Nummer. Ben wusste Bescheid. Mit klopfendem Herzen klickte er die erste Nachricht an.

Jessica teilte ihm mit, dass sie sich auf den gemeinsamen Abend freute. Ben klickte auf die zweite Nachricht. Wo er denn bliebe, fragte sie. Die dritte Nachricht wiederholte denselben Inhalt in ungeduldigeren Worten. In der nächsten Nachricht teilte Jessica ihm mit, dass sie sich schon auf den Weg machen würde, er solle doch bitte gleich vom Büro aus ins Gundel fahren.

Ben verzog sein Gesicht. Die restlichen Nachrichten schenkte er sich. Er steckte das Gerät in die Tasche und seufzte. Er kannte Jessica gut genug, um zu ahnen, was ihm jetzt bevorstehen würde. Da muss ich durch, dachte er.

Wenige Minuten später hatten sie das Ziel erreicht: Eine ruhige und vornehme Wohngegend mit schattigen Kastanienalleen im siebten Budapester Stadtbezirk, nur einen Steinwurf vom Stadtwäldchen entfernt und in unmittelbarer Nachbarschaft zu mehreren diplomatischen Vertretungen. Seit fast drei Jahren lebten Ben und Jessica dort in einer perfekt renovierten Altbauwohnung. Ben hatte sich hier immer wohlgefühlt.

Er bezahlte den Fahrer, stieg aus, öffnete die Haustür und ging leise die Treppen hinauf.

In der Wohnung brannte Licht.

Jessica saß im Wohnzimmer auf dem Sofa. Sie trug ein dunkelblaues Abendkleid und das Collier, das Ben ihr zum dritten Jahrestag geschenkt hatte. Ihr Make-up war zerlaufen und die Augen gerötet. Sie hatte geweint.

„Wo warst du?“, fragte sie.

Ben versuchte zu lächeln. Langsam ging er zum Sofa hinüber, setzte sich und wollte den Arm um ihre Schulter legen.

„Es tut mir leid, Schatz!“

Sie wich zurück.

„Was tut dir leid?“

„Lass mich erklären: Jenkins ...“

„...Jenkins ist schuld? Hat er dich zu einer spontanen Party eingeladen?“

Sie erhob sich und baute sich zwei Schritte entfernt vor ihm auf.

Ben sagte nichts. Erst jetzt bemerkte er in der Ecke hinter dem Sofa die zerbrochene Vase mit dem Blumenstrauß darin. Hatte Jessica sie absichtlich dorthin geworfen?

Sie schaute ihn herausfordernd von oben herab an.

„...unsere kleine Terminkollision, die hast du übersehen, weil Ihr so schön gefeiert habt!“, fuhr sie fort.

„Ich habe nicht gefeiert!“, sagte Ben.

„Lüg mich nicht an!“, schrie Jessica.

„Ich lüge nicht!“

Ben musste schlucken. Sollte er ihr erzählen, was geschehen war? Aber er hatte es doch selbst noch nicht begriffen, wie konnte er erwarten, dass sie es verstehen würde?

Sie starrte ihn an.

„Es ist fast Mitternacht, du bist besoffen und stinkst nach Zigarettenrauch.“

Ihre Augen funkelten böse.

„Du hast mich versetzt! Nicht nur das: du hast mich öffentlich blamiert. Du hättest sehen sollen, wie gespielt mitleidig der Kellner mich angegafft hat. Du denkst nicht daran, dich zu entschuldigen, sondern verstrickst dich in Rechtfertigungsversuchen...“

Ben stand ebenfalls auf.

„Es tut mir leid. Wir haben ausschließlich über Geschäftliches gesprochen.“

Jessica stemmte die Hände in die Hüften.

„Ach so, Geschäftliches“, sagte sie mit spöttischem Unterton, „Du erwartest wirklich, dass ich dir das glaube?“

„Es war nicht angenehm...“, setzte Ben an.

„Mir kommen die Tränen!“, sagte Jessica knapp.

„Jessica, wenn du wüsstest...“

„Ich hoffe, du hast dich gut amüsiert!“

„Nein, Jessica ...“

„Nicht amüsiert? Soll mir recht sein! Ich will gar nicht wissen, wo du gesteckt hast. Und warum du den ganzen Abend nicht ans Telefon gegangen bist.“

Ben holte tief Luft. Er langte in seine Hosentasche und holte das kleine Päckchen hervor.

„Es ist nicht so, wie du meinst!“, sagte er und versuchte zu lächeln. „Ich dachte ... ich wollte ...“

Mit zusammengebissenen Zähnen nestelte er an dem Päckchen herum. Jessica beobachtete ihn stumm. Nach einer Weile hatte Ben den Ring aus seiner Verpackung befreit. Eigentlich sollte ich jetzt in die Knie gehen, dachte er, aber seine Beine gehorchten ihm nicht mehr und im nächsten Moment lag er bäuchlings auf dem Boden.

Der Ring fiel aus seiner Hand.

Jessica hob ihn auf.

„Schatz, ich dachte ...“

„Ich will es nicht mehr hören. Okay?“

Sie warf ihm den Ring zu. Er fing ihn auf.

„Es handelt sich um ein ... Missverständnis ...“

„Verschwinde jetzt!“

„Schatz ... wir können reden ...“

Anstelle einer Antwort holte Jessica aus und schlug zu. Ben hielt sich die Wange. Das war nun schon die zweite Ohrfeige an diesem Tag.

„Du sollst verschwinden, habe ich gesagt!“

Ben hob seine Hand.

„Sei vernünftig,“ sagte er, „Du kannst mich doch nicht aus unserer Wohnung...“

„Unsere Wohnung? Ein goldener Käfig ist das! Drei Jahre lang habe ich mich hier von dir einsperren lassen! Und wofür? Damit du mich behandelst wie ein Stück Dreck?“

Jessica drängte ihn in Richtung der immer noch offenen Wohnungstür.

„Du kannst mich doch nicht mitten in der Nacht ...“

Mit erhobenen Händen machte Ben ein paar Schritte rückwärts ins Treppenhaus.

„Gleich um die Ecke ist ein Hotel. Erzähl mir bloß nicht, dass es dir zu teuer ist! Wenn du willst, kannst du auch noch die Minibar leer saufen.“

Sie warf die Tür hinter ihm ins Schloss.

Eine Weile stand er da wie angewurzelt. Er griff nach seinem Schlüssel... aber dann schüttelte er den Kopf und ging stattdessen langsam die Treppe hinunter und hinaus auf die Straße.

Seine Wange schmerzte immer noch.

Ihm war schwindelig und übel. Dieser verfluchte Whisky!

Er würde jetzt ein wenig spazieren gehen, ein oder zweimal um den Block, und dann in einer halben Stunde wieder zurückkehren. Wenn er Glück hatte, wäre Jessica schon zu Bett gegangen. Ben würde sich im Wohnzimmer auf die Couch legen und Er zögerte.

Vielleicht wäre es wirklich das Beste, in dem Hotel ein Zimmer zu nehmen und erst einmal auszuschlafen?

Ben ging einen Schritt – dann schüttelte er den Kopf und wandte sich um.

Wenn ihn irgendwer erkennen würde? Die Wahrscheinlichkeit war zwar gering, aber ... Nein, das wäre ihm peinlich.

Er wollte jetzt einfach nur weg. Er wusste nicht, wohin, er war nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen, er ging ziellos die Straße entlang, zwischen den Villen umher und landete schließlich im Stadtwäldchen. Die Kronen der Kastanienbäume rauschten leise im sanften Nachtwind und die Luft duftete nach Sommer.

Jessica hat keinen Grund, mich davon zu jagen wie einen Hund, dachte er. Ich sollte sie auf der Stelle anrufen und ein klärendes Wort mit ihr sprechen!

Dann schüttelte er den Kopf. Nein, nicht jetzt.

Ich gehe jetzt zurück ins Büro, dachte er. Dort mache ich mich ein wenig frisch und dann...

Er stockte.

Er zuckte zusammen.

Der Weg ins Büro war ihm seit einer Stunde versperrt!

Gab es Alternativen?

Keine Ahnung! Keine Ahnung, wo ich jetzt hingehen kann, keine Ahnung, verdammt nochmal, das ist zu viel für mich, mein Hirn funktioniert nicht mehr!

Er setzte sich auf eine Parkbank, schloss die Augen und alles begann sich zu drehen.

Einatmen, ausatmen, dachte Ben. Lauschen. Blätter rauschten im Wind. Irgendwo plätscherte ein Springbrunnen. Dann umfing ihn eine wunderbare Ruhe und er schlief ein.

Als er aufwachte, war es hell.

Vögel zwitscherten. Die Luft war frisch und kühl und duftete nach Sommermorgen.

Ben saß am Rande eines Weihers. Ein paar Meter von ihm entfernt stand eine Rentnerin mit einer prallgefüllten Plastiktüte und warf den Enten Brotstücke zu. Eine junge Mutter schob einen Kinderwagen über den Kiesweg und ein Grüppchen grauhaariger Schnauzbarträger mit Sporttaschen bewegte sich beschwingten Schrittes in Richtung Szechenyi-Bad.

Ben fühlte sich benommen. Kopf und Glieder schmerzten.

Er tastete seine Taschen ab.

Geldbörse? Handy? Schlüssel? Alles noch da! Auch der Aktenkoffer lag unversehrt neben ihm auf der Bank.

Ben stand auf und streckte sich. Er fühlte sich wackelig, verschwitzt und das Hemd klebte am Körper. Es war zerknittert und auch nicht mehr ganz weiß.

Ben zog die Krawatte aus und steckte sie in die Innentasche seines Jacketts. Was er jetzt brauchte, war eine Dusche, frische Kleidung und einen Kaffee.

Er rief Jessica an. Sie meldete sich nicht. Schliefe sie oder ging sie absichtlich nicht dran?

Er schrieb ihr eine Nachricht: „Bitte, lass uns reden!“

Mehrere Minuten lang starrte er erwartungsvoll auf das Display, dann steckte er das Telefon wieder weg.

Ben nahm seinen Aktenkoffer und ging langsam durch den Park. Er kam am Restaurant Gundel vorbei. Das war jetzt geschlossen. Ben verzog seinen Mund und ging rasch weiter. Er überquerte den Heldenplatz. Um diese Zeit war noch wenig los, es gab weder Skateboarder noch fotografierende Touristen und am Taxistand stand ein einzelner Wagen.

Ben stieg ein und fuhr nach Hause.

Die Wohnungstür ließ sich nicht aufschließen.

Offenbar hatte Jessica den Schlüssel auf der Innenseite stecken gelassen.

Ben klopfte. Einmal, zweimal, dreimal. Er betätigte die Klingel. Er rief Jessica an. Er klopfte erneut: ohne Erfolg.

Er setzte sich auf eine Treppenstufe und vergrub den Kopf in den Händen.

Was sollte er tun? Die Tür eintreten? Einen Schlüsseldienst holen? Oder gar die Polizei? Wer konnte wissen, ob Jessica sich nicht etwas angetan hatte?

Ben schüttelte den Kopf. So dumm war sie nicht. Er kannte sie gut genug und wusste genau, dass es das Klügste war, sie jetzt einfach eine Weile in Ruhe zu lassen.

Sie würde davon ausgegangen sein, dass er ins Büro gefahren sei. Am besten war, einfach nur ein paar Stunden zu warten. Heute Abend würde die Sache vermutlich schon ganz anders aussehen. Aber was wollte er bis dahin tun?

Er stand auf, drehte sich um und stieß dabei gegen den Aktenkoffer, der umfiel und die Treppe hinunterpolterte.

Das Schloss sprang auf und der Inhalt kullerte durch die Gegend. Ben bückte sich.

Als er das Aluminiumröhrchen entdeckte, stutzte er.

Nachdenklich drehte er das Ding in seinen Händen hin und her.

Dann begann er zu lächeln.

Ben und Francesco kannten einander seit frühester Kindheit. Fast ihre gesamte Jugend hatten sie gemeinsam in einem

Schweizer Internat verbracht und waren seinerzeit so eng miteinander befreundet, dass man sie für Brüder gehalten hatte. Die Freundschaft war geblieben, auch wenn sie einander inzwischen nur noch selten sahen.

Vor ziemlich genau einem Jahr waren sie einander zum letzten Mal begegnet. Ben hatte Francesco in Wien besucht. Sie hatten den Abend in einem Gartenlokal am Rande des Wienerwaldes verbracht, dabei ziemlich viel Wein getrunken und Francesco hatte eine Zigarre nach der anderen geraucht.

Ben sammelte seine Sachen wieder zusammen und trat auf die Straße.

Er dachte immer noch an Francesco, an den Sommerabend, an das Lokal im Wienerwald und an den Duft von Lindenblüten.

Wien war mit dem Zug in drei Stunden zu erreichen. Ben könnte Francesco zum Mittagessen einladen. Ein Tapetenwechsel und ein Gespräch mit seinem alten Freund, von Mann zu Mann war genau das, was er jetzt brauchte. Am frühen Abend wäre er wieder zurück in Budapest und dann würde er mit Jessica reden. Vielleicht könnten sie das Dinner im Gundel nachholen. Er würde seine Frage stellen und den Ring überreichen und alles wäre in Ordnung.

Jetzt aber freute er sich auf einen Spaziergang und ein gutes Essen in Wien.

Ben beschleunigte seine Schritte, nahm ein Taxi zum Ostbahnhof und kaufte eine Fahrkarte.

Eine halbe Stunde später ging ein Zug.